Med. g.
286
d

Med. g. 286 d

Ex donat: Molliana.

<36616664760015

<36616664760015

S

...atsbibliothek

Der

philosophische Arzt

Ein Taschenbuch

für Nichtärzte

von

Dr. Friedrich Lindheimer

Frankfurt am Mayn

bey J. L. E. Zeßler 1798

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Ein Doktor der Rechts-Kunde schrieb dieses Taschenbuch für Nichtärzte — vergessen Sie dies nicht, meine Herrn Doktoren der Heil-Kunde! wenn Sie es der Mühe werth achten sollten, diesen philo-

sophischen Arzt einer medicinischen Prüfung zu unterwerfen. — —

Sie, meine Herrn Nichtärzte! — welche Scherz und romantische Unterhaltung wünschen, und sich von dem unromantischen Namen und der ernsten Stirne des philosopischen Arztes, den ich ihnen aufführe, abschrecken lassen könnten, seine nähere Bekanntschaft zu suchen — Sie ver-

sichere ich, daß Sie in ihm, trotz dem Ernste auf seiner Stirne, nichts weniger als einen steifen Pedanten finden werden. —

Sollte dieses Taschenbuch das Glück haben auch von Damen gelesen zu werden; so bitte ich diese mir nicht gram zu werden, wegen der Geschichte des Strumpfbandes. — Ich hätte sie gerne verschwiegen — allein der Zu=

sammenhang wollte es durchaus nicht erlauben. —

Frankfurt am Main,
im Februar 1798.

Der Verfasser.

Der
philosophische Arzt.

Curandum eſt, ut ſit mens ſana in corpore ſano. —

JUVENAL.

„Hier diese Linie — und diese — und jene — 's ist klar! — der junge Herr wird ein großes Vermögen erheurathen — wird glücklich in der Ehe leben — es wird ihm eine schöne Tochter gebohren werden — er wird sie heranwachsen sehen — seine Freude an ihr haben — aber — er wird im zwei und vierzigsten Jahre seines Lebens sterben." —

So sprach einst eine alte Zigeunerin, indem sie die Hand des jun-

gen Robert fahren ließ, aus welcher sie wahr zu sagen behauptete, und streckte die ihrige der wahngläubigen Wärterin entgegen, auf deren Geheiß sie aus dem Buche der Zukunft gelesen hatte, um das bedungene acht Groschen-Stück in Empfang zu nehmen.

„Ach! daß Gott erbarm'! das junge kostbare Leben — so früh soll's hinsterben?“ fragte erschrocken die alte Wärterin, und hohlte mit zitternder Hand das schwarzgraue acht Groschen-Stück aus einem ledernen Täschchen hervor.

„Zwei und vierzig Jahre, dreisig Tage, sieben Stunden, und nicht länger!“ — schnarrte die heischere Wahrsagerin, indem sie noch einmal in die Flache Hand des kleinen Roberts sah, schnappte dann begierig das acht Groschen-Stück weg, und keichte zur Thüre hinaus. —

„Armer Louis! denk' nur, du mußt in deinem zwei und vierzigsten Jahre schon hinsterben. Ach! daß Gott erbarm'! du hast's gehört. Die alte Frau hat's gesagt. Sie ist eine von denen Kindern Gottes, welche — in der Walpurgisnacht gebohren —

in die Zukunft hinaussehen können. Was so eine Frau voraussagt, das trifft pünktlich ein. Ich weiß hundert Fälle der Art. Ach! lieber Louis, sey ja immer hübsch fromm, und halte dich auf dem Weg der Tugend; damit du bereit bist, wenn dein Stündlein kommt, und der Tod dich zu den lieben Engellein abruft." — —

Sie las nun drei Kapitel aus einem gottseligen Handbüchlein — welches sie als Präservativ gegen die Anfechtungen weltlicher Lüsten in der Tasche nachzutragen pflegte — schickte ein inbrünstiges Stoßgebetlein zu Gun-

sten des jungen Herrn zum Himmel auf, und empfahl ihn zum Schlusse der Obhut der lieben Engel. —

Die gefaltenen Hände und erhobenen Aerme der Wärterin waren kaum in ihre gewöhnliche Position zurückgekehrt — das heist, sie beschrieben ein lateinisches X queer über ihrem wohlgenährten Embonpoint — da tratt die Frau vom Hause ins Zimmer.

Der kleine Louis erblickte sie, lief ihr entgegen, und rief: „Mutter! Louis muß sterben, wenn er zwei und vierzig Jahre alt ist. Eine alte Frau

hat's gesagt. Du darfst nur Marie fragen. Die hat's gehört."

Madame Robert ahnete — ließ sich erzählen — schallt Mariens Wahnglauben, verbot ihr auf das strengste ähnliche Possen zu treiben, und nahm Louis mit sich auf ihr Zimmer, um ihm Aufschluß über den Betrug solcher Wahrsagungen zu geben.

Aehnliche Possen?! „— murmelte die Wärterin — „das ist eine Welt! das sind Weltmenschen! — Sie glauben keinen † † † Gott ververzeyh' mir's! — haben keinen Glauben an die religiösesten Sachen —

und nennen Wahrsagungen die den Tod — das letzte Stündlein des Menschen — bestimmen, Possen. O! des verderbten Jahrhunderts!!! —

Sie hohlte nun eiligst ihre Brille aus der Tasche, pflanzte sie auf die Nase, schlug eine Postille auf, und — schlief drüber ein.

So viele Mühe Madame Robert sich gab, den Knaben vor Aberglauben, und jenen Eindrücken zu bewahren, welche Ammen-Erzählungen, Hexen- und Geister-Mährchen, auf eine jugendliche Phantasie bewirken, und deren schädlichen Einfluß sie an

dem siebenjährigen Knaben schon mehr als zu viel bestätigt fand; so wenig gelang es ihr. Seine Einbildungskraft war schon zu sehr gereizt; er hatte schon zu viel Geschmack an dem Abentheuerlichen solcher Erzählungen gefunden; da half kein Verbot. — Er nützte jede Viertel-Stunde, welche ihn der Mutter Aufmerksamkeit entzog, eine Gespenster-Erzählung von Marien zu erringen. Kein Spar-Groschen war ihm zu lieb, wenn er dafür eine Hexen-Geschichte erkaufen konnte. Kein Versprechen war ihm unverbrüchlicher, als das, der Mut-

ter nichts zu verrathen — wenn seine Bitten erfüllt worden waren — und so sammelte er allmählig einen so grossen Vorrath von Wundergeschichten, daß er bald nicht mehr das Zimmer im Zwielichte ohne Begleitung zu verlassen wagte, und in jedem Schatten einen Geist — in jedem Handtuch eine Furchtgestalt sah. — Kein Tag verstrich — die Wahnglaubige wiederhohlte ihm die Wahrsagung der Zigeunerin. — — —

Der Knabe wuchs heran — mit ihm der Hang zum Abentheuerlichen — mit ihm die kleinliche Furcht. Was

sein reiferer Verstand nicht mehr in den Erzählungen Mariens finden konnte, das suchte er in Büchern. Faust's Höllenfahrt war seine Lieblings-Lektüre. Von dieser gieng er zu andern abentheuerlichen Erzählungen über. Fand er ein Buch, welches ihm den Geist, den er Anfangs für einen wahren gehalten hatte, am Ende als Betrug entlarvte; dann wehe dem Buche! es ward ohne Gnade ein Opfer des Feuers.

Er war zehn Jahre alt — und Madame Robert fühlte das Bedürfniß eines männlichen Erziehers für

ihn. Sie war Wittwe. Eine Freundin empfahl ihr einen Hofmeister. Er war ein junger Mann von Kenntnissen, und erwarb sich bald viel Verdienst, um die Verstandes-Ausbildung seines Zöglings. Sein schärfstes Augenmerk gieng besonders dahin, dem Knaben jede Gelegenheit abzuschneiden, welche ihm Bücher der oben erwähnten Art in die Hände spielen konnte.

Schon war es ihm gelungen dessen verschrobene Begriffe in Etwas zu ordnen — seit einem halben Jahre war keine Hexen- Gespenster- oder Feen-Kontrebande in Louis Hände

gekommen — als sich eines Tages ein Vorfall ereignete, welcher den gewissenhaften Herrn Visitator selbst zum Schleich-Mäckler machte.

Madame Robert hatte ein schönes blühendes Kammermädchen im Dienste. Diese empfand zuweilen gewisse Regungen in der Brust, welche ihr nicht dunkel verriethen, sie sey nicht um deswillen so schön geschaffen, eine gute Toiletten-Wärterin zu seyn — das blühende Roth ihrer vollen Wangen müsse eine höhere Bestimmung haben, als ihrer Gebieterin zu gefallen. — Erfahrne Freundin-

nen berichtigten ihre Zweifel — und gaben ihr Aufschluß über ihre Bestimmung. —

Sie hatten sie auf ein fleisiges Studium der Physik verwiesen. Der Herr Hofmeister — ein Gelehrter — schien ihr gut geeigenschaftet, Unterricht ertheilen zu können — sie beschloß also seine Schülerin zu werden.

Ihre schwarzen Feueraugen baten nicht lange vergeblich — das Herz des jungen Lehrers war nicht von Stein — er bemühete sich nach Kräften sie in der verlangten Wissenschaft zu unter-

richten, und sah sie bald Meisterin, zur Ehre seiner Methode.

Am Abend eines heissen Sommertages, waren der Herr Hofmeister und die Jungfer von der Kammer abermals beschäftiget, einen recht instructiven Versuch der Elektrizität zu machen — — als — o! Schrecken für Beyde — die Thüre sich öffnete — welche sie, um in ihren ernsten Betrachtungen ungestört zu bleiben, von innen verschlossen, im Eifer ihrer Kunstbeflissenheit aber von aussen des Schlüssels zu berauben vergessen

hatten — und der kleine Louis eintratt. —

Unsere Experimental-Physiker waren, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht wenig erschreckt worden. Bey heftigen Schreckens-Anfällen sucht man oft Stütze in dem nächsten Gegenstande. — Der Herr Hofmeister mogte der Toiletten-Jungfer grade zunächst gewesen seyn — als der Knabe eintratt, und sie in ihren ernsten Betrachtungen überraschte — und da wars denn natürlich, daß der Knabe sie in einer Stellung traf — welche ihm neu war —

und in der Eile von Lisetten: ein Versuch des Herrn Hofmeisters, ihr verknüpftes Strumpfband zu lösen, genannt wurde; weil sie sich die Nägel zu kurz geschnitten habe, und des Strumpfbandes dennoch grade bedürfe, um eine Vorhangs-Breite auszumessen.

So wenig nun auch der Knabe von dem Eigentlichen dieses Aktus verstand — so begriff er doch, daß einem Mädchen ein Strumpfband lösen, ein Unternehmen sey, welches seinem Hofmeister nicht zieme — dazu genommen, die Verlegenheit Beyder,

und ihre glühende Gesichts-Röthe — und er ward gewisser, es müsse etwas Unerlaubtes vorgefallen seyn. Er beschloß schnell aus dieser Entdeckung Vortheil zu ziehen — griff nach der Thüre, und brachte die Verlegenen in keine geringere Verlegenheit durch die Drohung: er werde der Mama den Vorfall berichten.

Ihn ziehen lassen — war höchst gefährlich — es wurde also alles versucht ihn zum Schweigen zu bringen, und ernstlich kapitulirt. Lisette bot: „ein viertel Zuckerbrod" — abgeschlagen. „Ein viertel Biskuit da-

zu" — abgeschlagen. „Eine Deute verzuckerte Mandeln obendrein" — abgeschlagen. „Einige schöne Kupferstiche" — abgeschlagen.

Der Hofmeister drohte — das zog noch weniger. Er versprach bei Mama ein neues Kleid zu erwirken — es zog nicht. Er versprach Nachlaß von der täglichen Memorir-Aufgabe — es zog nicht. Er drohte von neuem — alles vergeblich. Louis fühlte seinen Vortheil, und machte höhere Bedingungen. Der Hofmeister fügte in der Angst seines Herzens noch hinzu: er wolle zuweilen die Lektüre eines Feen-

Mährchens erlauben — das zog etwas. Lisette brachte eine Geistergeschichte aus einem Winkel des Zimmers hervor, und lieferte sie aus mit dem Versprechen: nach Verlangen mehrere herbei zu schaffen — das zog ganz. Louis gelobte zu schweigen, fals der Herr Hofmeister ihn ungestört bei seiner Lieblings-Lektüre lassen werde — und die Versammlung gieng auseinander.

Wer war froher, denn Louis. Er hatte eine reichhaltige Quelle gefunden. Täglich brachte ihm Lisette eine neue Wunderhistorie. Jeden

Störungs-Versuch des Hofmeisters entkräfteten die Donner-Worte: „ich verrathe Mama die Geschichte des Strumpfbandes" —! In kurzem hatte er den Hexen- und Geister-Vorrath aller Leyhbibliotheken seiner kleinen Vaterstadt durchstöbert.

Louis hielt dagegen Wort. Er schwieg — und unser Pärchen machte insgeheim noch manchen interessanten Versuch der Wirkung der Elektrizität. — Doch endlich verrieth die Kunst den Meister — und der ehrsame Herr Hofmeister ward mit sammt der Jungfer von der Kammer

verabschiedet. Beyde hatten sich inzwischen etwas erspart, und legten unter Hymens Begünstigung eine eigne Oekonomie an. Sie hatten die Mitgift des Priesters: „seyd fruchtbar —“ schon im voraus — und bemüheten sich jetzt auch das: „nähret Euch redlich!“ zu erfüllen. Zu dem Ende gab der junge Ehemann Kinder-Unterricht, seine Frau Unterweisung im Sticken, und Beyde leben noch jetzt, ein Muster der Ehrbarkeit und Ordnung, verjüngt bis in das dritte und vierte Glied. —

Louis ward nun öffentlichen Schul-Lehrern übergeben. Er wuchs an Kenntnissen und ward bald ein Muster des Fleisses aller seiner Kameraden. Er reifte an Körper- und Geistes-Kräften zum Jünglinge; aber jene kindische Furcht vor Erscheinungen verlies ihn nicht. Er wurde das Mährchen seiner Kameraden. Sie belegten ihn mit Spott-Namen: „Geisterseher!" — „Sonntags-kind!" — Er schämte sich seiner Schwachheit, die er nun zu fühlen anfieng — las alles was man ihm zur Heilung seiner Seelen-Krank-

heit empfahl — gewann es nicht selten sogar über seine Furcht, ohne Begleitung, im Finstern, Oerter zu besuchen, welche in dem Rufe nächtlicher Spuckereyen standen — fühlte bey den letzten Unternehmungen der Art weniger Haarsträuben, als bey den ersten — allein ganz verlies ihn die kindische Aengstlichkeit nicht. Sie hatte zu tiefe Wurzel gefaßt, und lies sich so schnell nicht ausrotten.

Louis kam in seinem sechszehnten Jahre zur Handlung. —

Um diese Zeit saß er eines Abends stumm und in sich gekehrt einem

Freunde gegenüber am Kamin, und dachte einem Traume nach, welcher ihm in der letzten Nacht vorgegaukelt hatte, seine Mutter liege gefährlich krank — als er plötzlich hoch auffuhr — nach der Thüre eilte — sie öffnete — hinaussah' — und leichenblaß und sinnlos zu Boden stürzte. —

Thätige Hülfsleistungen seines Freundes, welcher hinzugesprungen war, und ihn in einen Sessel getragen hatte, brachten ihn erst nach einiger Zeit wieder zur Besinnung. Er fühlte sich sehr entkräftet. Seine ersten Worte enthielten die Bitte, schnell-

möglichster Erkundigung in seiner Mutter Hause, ob dort nichts von Bedeutung vorgefallen sey? — Ein Bedienter gieng — und kam mit einer beruhigenden Nachricht zurück. Robert mußte sich zu Bette bringen lassen. Man schickte nach einem bejahrten Arzte. Er kam — untersuchte den Lauf des Blutes — schüttelte pedantisch den Kopf — und verschrieb — was? das verschweigt unsere Erzähzählung. — Das Rezept ward fortgeschickt — gemacht — die Arznei kam — ward nach Vorschrift — alle zwei Stunden ein Eßlöffel voll — genom-

men — der Patient gerieth in eine starke Transpiration — schlief, und erwachte am folgenden Morgen geheilt. Ob von der Heilkraft der Arznei, oder von der nicht in derselben bezweckten Transpiration — das wollen wir dahin gestellt seyn lassen. So viel wissen wir, daß die Genesung dem am Morgen wieder gekommenen Arzte zu früh erfolgt war.

Madame Robert hatte inzwischen Nachricht von der Unbäßlichkeit ihres Sohnes erhalten, war gekommen nach ihm zu sehen, und wollte eben in sein Zimmer eintreten; als ihr der mürri-

sche Arzt entgegen kam, und ihr ängstliches Nachfragen im Vorübergehen mit der trostvollen Verheissung beantwortete: die Krankheit habe sich zu schnell gebrochen; es müsse nothwendig ein gefährlicheres Rezidiv erfolgen. —

Madame Robert tratt ein — ihr Sohn war geheilt — und das Rezidiv erfolgte nicht. —

Roberts Freunde hatten vergeblich um Aufschluß über das Räthselhafte des letzten Abends gebeten — jetzt bat Madame Robert darum, und er erzählte, als er allein mit ihr zusammen war, folgendes:

„Mir träumte in vorletzter Nacht, es habe Sie plötzlich eine gefährliche Krankheit befallen. — Ich erwachte, eilte ängstlich zu Ihnen hin, freute mich Sie wohl zu finden, verschwieg Ihnen aber die wahre Ursache meines frühen Besuchs, aus Furcht meinen Wahnglauben abermals getadelt zu hören. Der Tag verstrich mir unter ernsten Betrachtungen. In tiefe schwermüthige Gedanken versunken saß ich gegen Abend am Kamin, und hieng wieder an dem Traum, welchen ich mir nicht aus dem Sinne schlagen konnte. Plötzlich höre ich eine heftige

Bewegung vor der Thüre meines Zimmers — ich springe auf — glaube einen Ihrer Dienstboten zu hören — öffne ängstlich erwartend die Thüre — fahre mit der Hand hinaus — und ergreife eine eiskalte Todten-Hand. — — Ich stürze betäubt nieder. Ich erwache zur Besinnung. Sie sind mein erster Gedanke. Der Traum — alles was ich je von Ahnungen und Anzeigen bey Sterbefällen gehört und gelesen hatte, traten vor meine Seele. Kalter Angstschweis deckte meine Stirne. Nur erst die Nachricht: Sie seyen wohl auf — konnte mich beru=

higen. Sie wissen das Uebrige, liebe Mutter." —

Robert schwieg, und sah vor sich nieder. Seine Mutter tadelte ihn nicht. Sie bedauerte ihn. Sie war Menschenkennerin, und wußte, daß tief eingewurzelte Seelen-Uebel nur nach und nach geheilt werden. — —

Robert verbrachte zwei Tage mit ernsten Betrachtungen über sich — er überzeugte sich von dem Trüglichen des Glaubens, dessen wärmster Vertheidiger er gewesen war, immer mehr und mehr — und würde vielleicht bald erklärter Feind desselben geworden

seyn — hätte der Zufall nicht grade jetzt eine Begebenheit gewollt, welche das neue Meynungs-System Roberts wieder übern Haufen warf.

Es war am dritten Abend nach dem vorhin erzählten Vorfalle — Robert saß bey einem Geschäfte — da pochte es an seiner Thüre, und tratt ohne Antwort zu erwarten ins Zimmer ein. Es war ein Dienstbote seiner Mutter. Robert stand auf und gieng ihm ruhig entgegen; allein wie schrak er zusammen, als dieser athemlos stammelte: „erschrecken Sie nicht;

so eben ist Ihre Frau Mutter an einem Schlagflusse gestorben!" —

Schildre seine Gefühle bey dieser Schreckens-Nachricht wer es vermag— ich wage es nicht.

Es vergiengen Tage, Wochen, Monde; Roberts Schmerz über den Verlust der geliebten Mutter verringerte sich um nichts. Sein Traum, seine Ahnung schwebten ihm unverrückt vor den Augen. Sie waren in Erfüllung gegangen. — Er hatte Eingebungen künftiger Ereignisse vorher nicht bezweifelt; jetzt glaubte er sie untrüglich. — — —

Die Zeit heilt die schmerzlichsten Seelenwunden. Auch Roberts Schmerz wich ihr endlich. — Es war ein Jahr verlaufen, da sah man ihn wieder heiter.

Er stand jetzt in voller Blüte des Jünglings-Alters. Seine Gestalt, und das Einnehmende seines Umgangs machten ihn zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit. Er war in allen Gesellschaften willkommen. Konnte es da fehlen, daß Mädchen-Herzen für ihn schlugen. —

Er hatte sein zwei und zwanzigstes Jahr erreicht, da führte er ein edles

biedres Mädchen zum Traualtare. Sie war die Tochter eines Handelsmannes, und brachte ihm ein großes Vermögen zu.

Hatte nicht die Wahrsagerin eine reiche Heurath geweissaget?! — Auch das traf ein — mußte da nicht sein Glauben an solche Prophezeihungen immer mehr verstärkt werden?

Er mußte nicht. Wenigstens wollen wir dem Zufall keine größere Ehre erweisen, als er verdient. — Robert dachte anderst. — Er betrieb nun seine eigne Handelsgeschäfte. Er verband mit den ernsten Pflichten

des thätigen Geschäfts-Mannes, die süssen Pflichten des zärtlichen Gatten — und hatte nach Verlauf einiger Jahre die Freude, ein schönes Mädchen auf seinen Knieen zu schaukeln, von dessen kleinen Händchen geliebkoset zu werden, und sich Vater nennen zu hören.

Er verlebte die glücklichsten Tage, welche ein Gatte in den Armen einer zärtlichen Gattin verleben kann. Louise, seine Tochter, wuchs heran, blühete zu voller Jugendschöne auf, und knüpfte das süsse Band der Liebe zwischen Gatten nnd Gattin noch fester.

„Eine reiche Heurath — eine schöne Tochter — eine glückliche Ehe“ — alles das erfüllt — — sollte uns die Zigeunerin nicht auch bald zu Glaubens-Proseliten machen? — Noch nicht. Wir wollen erst sehen, ob die Weissagung des Sterbens im zwei und vierzigsten Jahre — eben so genau in Erfüllung gehen wird. — — —

Robert glaubte fest daran. Er hatte seiner Gattin jene Weissagung Anfangs im scherzenden Tone erzählt. Scherzend hatte diese darüber gesprochen. Er glaubte sie nun vorbereitet, und sprach von Zeit zu Zeit ernster —

sprach von Bestimmung des Menschen — und daß man sich in die Lenkungen des Geschicks fügen lernen müsse. Seine Gattin ward aufmerksamer — bat ihn zärtlich, solche Gedanken aus seiner Seele zu verbannen — und gewann es für einige Zeit ihn zum Schweigen zu bringen. —

Er hatte sein zwei und vierzigstes Jahr erreicht, und ward von Tag zu Tage ernster. Er brachte alle seine Papiere in Ordnung — bestimmte über seinen Nachlaß — und bereitete sich in Allem zu seinem nahen Tode. Es waren ihm noch vier Wochen und sieben

Stunden von der Wahrsagerin bestimmt. — Je näher ihn ein Tag dem Ziele brachte — desto tiefsinniger ward er, desto fürchterlicher erschien ihm der Gedanke an dem Tod. Die meiste Zeit brachte er jetzt auf seinem Zimmer zu. Er ward von Tag zu Tage schwächer. Seiner Wangen Röthe war geschwunden. Auf seiner Stirne lag Trübsinn.

Seine Gattin scherzte nicht mehr. Sie bat, sie weinte, sie beschwor ihn Zerstreuungen zu suchen. Er dankte ihrer Zärtlichkeit, hieng mit Thränen der Rührung an ihrem Halse, und —

verwies sie auf das Geschick, dessen Bestimmung kein Mensch entgehen könne. Noch war er ausser Bette, obgleich sehr schwach. Jetzt warf ihn Entkräftung nieder. Gattin und Tochter jammerten.

Sie liessen den Arzt rufen, den wir früher kennen lernten. Er kam — fühlte den Lauf des Blutes — schüttelte bedenklich den Kopf, und vermehrte die Angst Beyder nicht wenig. Sie beschworen ihn Alles zu versuchen, was menschliche Hülfe vermöge. Er versprachs — verschrieb — empfahl

fleisiges Einnehmen — und gieng mechanisch weiter.

Robert nahm mit stiller Resignation was man ihm reichte — aber er lächelte, wenn man ihm von heilsamer Wirkung der Medikamente sprach. Der Arzt kam am folgenden Tage wieder. Der Patient war kränker. Er verschrieb — gieng — kam wieder — verschrieb wieder — der Patient ward immer kränker. —

Roberts Krankheit war inzwischen bekannt geworden. Freunde und Verwandte kamen zum Krankenbette, und wie es bey solchen Besuchen

gewöhnlich ist, alle mit verschiedenen Meynungen und Aeusserungen.

Eine alte Frau Baase kramte ihre Anweisungen auf die Hülfe des Himmels aus. Ein alter Herr Vetter meinte: für den Tod sey kein Kraut gewachsen.

Ein sogenannter Freund bedauerte den Patienten herzlich mit der Zunge, und musterte indessen die Tapeten und Mobilien mit den Augen. Dieser rieth, das Zimmer mit Weinessig zu räuchern. Jener fand den Weyhrauch besser. Jene empfahl Wachholderbeeren. Der Eine fand

es zu warm im Zimmer. Der Andre meinte, noch ein Scheidchen nachgelegt, dürfte nicht schaden. —

Eine hinten und vorn bebänderte Dame fragte die arme Gattin, ob sie — wenn ihr Herr Gemahl sterben sollte — ihr Haus nicht vermiethen werde?

Eine andre ließ durch ihren Bedienten ins Zimmer melden, sie sey vor der Thüre, um der Madame ihre Aufwartung zu machen. Sie habe aber gehört, der Herr Gemahl liege an einer ansteckenden Seuche krank, und lasse deshalb voraus bitten, daß

sie sich einige Schritte fern von ihr halten, und das gewöhnliche Bewillkommungs-Embrassement vor der Hand suspendiren dürfe. —

Eine alte Frau Gevatterin rekommandirte einstweilen — auf den Fall es dem Himmel belieben sollte, den frommen Herrn jetzt schon aufzunehmen — ihren Herrn Vetter, den Bretzel-Becker, als Leichen-Bretzel-Lieferanten, mit der Versicherung, daß man sich von ihm extra mürbe Waare versprechen dürfe, und erkundigte sich vorläufig wie viel Stück, und wie theuer das Stück, Madame ohngefähr

beliebe; damit der Herr Vetter einstweilen seine Einrichtung treffen könne.

Eine hochbefiederte Dame, welche eben zum erstenmale in einem neuen kostbaren Kleide erschien, fuhr vor, um — wie sie melden lies — ihre unglückliche Freundin zu trösten. Sie hatte während ihrer Toilette auf eine rührende Trostanrede gedacht, und hoffte die herrlichste Wirkung derselben. Jetzt tratt sie zu der von Kummer gebeugten Gattin ein, wollte sie eben mit der Anrede empfangen, legte ihr Gesicht in trübe Falten, fuhr aber unglücklicherweise mit der Hand an

ihrem neuen Kleide nieder, vergas sich darüber — und rief ihr entgegen: „tenez Madame! — la derniere Mode de Paris! — Wie finden Sie dieses Kleid?" — besann sich dann wieder, und brachte hintennach: „ah! Madame — ich nehme den herzlichsten Antheil an ihren Leiden! — Je suis aû dèsespoir Ihre Schmerzen nicht lindern zu können. — A propos! was haben Sie für einen Arzt?" — Man nannte ihn. — „Comment? den alten groben Mann!? — ah mon Dieu! — Er spricht ja nicht einmal französisch. Ma foi! ich wäre des Todes, wollte

der Mann mir nur den Puls touchi=
ren. — Ueberhaupt — was vermag
ein hiesiger Arzt?! — Sie müssen
einen Fremden kommen lassen. Da
ist ist sechs Stunden von hier, in D....
ein Arzt — den lassen Sie hohlen.
Ich offriere Ihnen meine Voitûre,
en verité! — Ah! schon 6 Uhr —
ich werde mich Ihnen jetzt empfehlen
müssen. Ich bin zur Partie bey die
Hofräthin N.... geladen. Sie kom=
men doch auch? —— Ah mon Dieu! —
ich vergaß, daß Sie attachirt sind. —
Nun! ich wünsche herzlich gute Besse=

rung! —" und so rauschte sie die Treppe hinab. —

Und das nennt man Kranken-Besuche, welche die Leiden des Patienten oder seiner Angehörigen erleichtern sollen!!! —

Zur Ehre der Freunde und Verwandten Roberts sey's indessen gesagt, es kamen auch wirkliche Freunde, mit triftigen Trostgründen, und vernünftige Verwandte, mit gutem Rath, zur Unterstützung der armen Gattin und ihrer jammernden Tochter.

„Einen andern Arzt, sagte die Dame" — ergriff ein gesetzter Mann

das Wort, als jene das Zimmer verlassen hatte — „ja! liebe Madame Robert, nehmen Sie einen andern Arzt. Ich wollte dies vorhin schon anrathen; das wortreiche Frauenzimmer kam mir zuvor. Aber Sie dürfen ihn nicht auswärts suchen. Die Herrschaften aus der großen Welt glauben gar zu gerne, nur das Auswärtige sey schätzenswerth. — Nehmen Sie den jungen Doktor Stern. Er leistet zuverläßig mehr, als der alte mürrische Doktor Ralf.“ —

„„Ey, ey! Herr Hofrath! wo denken Sie hin?““ — fiel ein Mann

gleichen Alters ein — „„der junge Stern ist kaum zwei Jahre von der Universität zurück, und sollte mehr wissen, als der alte erfahrne Praktiker Ralf?!““ —

„Warum nicht?“ — fragte der Erste — „keine Wissenschaft geht wohl gleicheren Schrittes mit der Zeit fort, als die Medizinische. Natur-Produkte, deren Wirkungen man vor zwanzig oder mehreren Jahren noch nicht kannte, braucht man jetzt mit dem glücklichsten Erfolg. Krankheiten an deren Heilung die Kunst des Arztes vormals verzweifelte, heilt

man jetzt mit den einfachsten Mitteln. — Der alte Arzt hängt an seiner Erfahrung von ehmals her — verachtet entweder die Meynungen jüngerer Aerzte, oder ist zu stolz ihnen zu folgen, wenn er sich auch von deren Zweckmäßigkeit überzeugt — und leistet daher mit aller seiner Erfahrung in der Heilkunde oft weniger, als der junge Arzt, mit seiner geringeren Praxis, aber zweckmäßigeren Theorie.“ —

„„Gut“ — fiel der andre wieder ein — „„wenn ich dies auch im Allgemeinen zugebe — so kann's

doch nicht auf Herrn Stern angewendet werden. Er ist Dichter und Philosoph — wie man sagt — kann er da wohl nebenbey gewissenhafter Arzt seyn?" " —

„Warum nicht?" — versetzte der Erste — „Ist er Dichter, so hat er Gefühl, und nimmt sich der Leiden seiner Mitmenschen wärmer an. Ist er Philosoph, so kennt er den Menschen — spürt der Körper-Krankheit bis in die Seele nach, und ist dann im Stande den Patienten richtiger zu beurtheilen. — Arbeitet er als Dichter und Philosoph in seinen

Erhohlungs-Stunden — welche Andre am Pharotische, in Weinhäusern, in Assembleen, oder auf Bällen vertändeln — und als Arzt in seinen Berufs-Stunden — so kann er sehr gut Dichter und Philosoph seyn, ohne seine Berufs-Geschäften als Arzt zu vernachläßigen. Dies ist der Fall bey Herrn Doktor Stern. —

Von seiner medicinischen Geschicklichkeit, habe ich Proben. Doktor Nalf gab mich in meiner letzten gefährlichen Krankheit verlohren. — Stern gab mir meine Gesundheit wieder." —

Madame Robert machte dem Streit ein Ende, und schickte sogleich nach dem jungen Arzte.

Der Alte kam früher — fand den Patienten kränker — und äusserte laut sein Bezweifeln an dessen Aufkommen. Madame Robert nutzte diese Erklärung und stellte ihm auf das schonendste vor: sie glaube sich verpflichtet wenigstens Alles zu versuchen, was ihrem Gatten von Nutzen seyn könne — sie hoffe daher, daß er es ihr nicht verübeln werde, wenn sie einen zweiten Arzt konsultire — und gestand ihm, sie habe nach dem

jungen Herrn Doktor Stern geschickt — —

„Doktor Stern?“ — fiel Ralf heftig ein, indem sein Gesicht eine dunkle Röthe überflog — „den Versmacher — den sogenannten Philosophen?! — Gut! — lassen Sie ihn kommen. Er wird den Patienten mit Versen kuriren — seine Philosophie wird ihn kuriren — lassen Sie ihn nur kommen. Ich wünsche Glück zur Kur! — Aber ich setze keinen Fuß mehr in ihr Haus. Mir alten Mann, den jungen Studenten an die Seite zu setzen —! Gut! — ich hätte

den Kranken doch noch durchgebracht — aber jetzt ziehe ich meine Hand von ihm ab. Ich werde Ihnen meine Rechnung schicken — und nun — Gott befohlen!" —

Er hatte unter den letzten Worten seine Manschetten im Eifer bis auf die Fingerspitzen hervorgezogen. — Jetzt ergriff er Huth und Stock, und verließ mit Heftigkeit das Zimmer.

Bald hierauf kam Stern. — Er lies sich zuvörderst von der Krankengeschichte unterrichten — erfragte den ganzen Verlauf und jeden kleinen Umstand derselben — wobey ihm die

Wahrsagung nicht verschwiegen wurde — forderte dann die Rezepte seines Herrn Kollegen — sah sie durch — und sprach über dessen Verfahren mit der äussersten Bescheidenheit. — Er lenkte dann allmählich auf seine Meynung ein: zu viele Medikamente würden dem Patienten mehr schaden als nutzen; nachdem sich ergebe, daß dessen Krankheit ihren Hauptsitz in der Einbildungskraft habe. Er verschrieb ein einfaches, gering wirkendes Mittel, und gieng. Nach Verlauf einiger Stunden kam er wieder. Er hatte inzwischen Alles, was man ihm

von Roberts Erziehung, dessen frühern und spätern Meynungen, und denen daraus entsprungenen Wirkungen auf dessen Körper, erzählt hatte, zusammen genommen — überdacht — mit dem jetzigen Körper- und Seelen-Zustand verglichen — das Resultat seiner psychologischen Vergleichungen geprüft — und seinen Plan zur Heilung des Patienten entworfen. —

Madame Robert kam ihm mit Thränen in den Augen entgegen. Ihr ängstlicher Blick fragte, was ihre Lippen nicht auszusprechen wagten: brin-

gen Sie der gebeugten Gattin Trost? —

„Hoffnung! Madame. — Der Arzt kann nichts mehr, als der Natur zu Hülfe kommen.“ —

Er untersuchte den Zustand des Patienten. — Seine Einbildungskraft war ununterbrochen mit dem Ziele seines Todes beschäftiget. Seiner Berechnung nach, hatte er jetzt nur noch einen halben Tag zu verleben, und verlangte nach einem Priester. Der Arzt befahl laut einem anwesenden Dienstboten darnach zu gehen; gab

ihm aber insgeheim einen Wink zu bleiben.

Robert berief nun Gattin und Tochter an sein Lager — richtete sich auf — sprach verwirrt — und sank unter krampfhaften Bewegungen erschöpft wieder zurück. Madame Robert rang laut weinend die Hände. Louise sank ohnmächtig nieder. Man brachte sie in ein anstossendes Zimmer. Sie erhohlte und beruhigte sich wieder, als sie hörte: ihr Vater lebe. —

Der Arzt war bey dem Patienten geblieben. Er war ruhig. — Stern untersagte jetzt jeden Zutritt zum

Krankenbette. Er ergriff die Feder — schickte das aufgezeichnete, der genausten Aufmerksamkeit empfohlene Rezipe nach der Apotheke — nahm dann Gattin und Tochter mit sich in das anstossende Zimmer, und wendete sich mit folgenden Worten an Madame Robert:

„Die Krankheit unsers Patienten naht sich ihrer Entscheidung. Tod und Leben hängen jetzt an dem Wechsel einiger Tage; trügt mich meine Erwartung nicht, so sehen wir ihn nach deren Verlauf auf dem Wege der Besserung. Mit gutem Erfolge auf den

Körper wirken zu können, muß zuvörderst die kranke Einbildungskraft geheilt werden. Hören Sie, wie ich dies zu bewirken hoffe. Vielleicht trägt es zu Ihrer Beruhigung bey."

„So eben wird nach meiner Vorschrift ein Medikament bereitet, welches die physischen Kräfte des Patienten unterstützen, und seine Seelenkräfte in schwächere Thätigkeit setzen soll. Es wird ihm einen tiefen Schlaf bringen, den ich auf sieben bis acht Stunden berechne. Die gewaltthätigen Einwirkungen der Seele auf den Körper, werden in dieser Zeit

unterbrochen — der Körper gewinnt Ruhe und sammelt neue Stärke. Der Kranke erwacht endlich, und fragt nach der Zeit. Wir nennen ihm einen spätern Tag, als wir wirklich zählen — und erdichten, er habe einen vollen Tagesumlauf verschlafen. Er wird sich stärker fühlen — wird die Weissagung unerfüllt sehen — sein Wahnglauben wird schwächer werden — jetzt trete ich ihm mit Vernunft-Gründen an die Seite, und — hoffe seine Seelen-Krankheit soll geheilt seyn. Ist sie das; dann wird bald auch der Körper genesen.“ —

Stern schwieg hier. Er hatte nicht geirrt. Seine Worte hatten Madame Robert und ihre Tochter sehr beruhigt. Er hatte mit so viel edler Zuversicht, so überzeugend, und mit so viel warmer Theilnahme gesprochen — sie dachten sich den Kranken schon genesen. Ihre Thränen trockneten.

Die Medizin kam. Robert hatte inzwischen einigemal nach dem Geistlichen gefragt. Stern tratt jetzt wieder zum Krankenbette hin, versicherte, der Geistliche werde kommen — und beredete den Kranken die Arzney zu nehmen. Nach Verlauf einer halben

Stunde entschlief dieser, wie berechnet. Stern hatte diese Wirkung abgewartet. Er versprach nach Verlauf einiger Stunden wieder zu kommen, und gieng zur Erfüllung seiner übrigen Berufsgeschäften.

Der Kranke schlief ununterbrochen fort. Madame Robert saß an seinem Lager und bewachte mit ängstlicher Sorgfalt seinen Schlaf. Louise lag auf den Knieen, und bat Gott unter den heisesten Thränen um Genesung für ihren Vater.

Nach einigen Stunden tratt Stern wieder ins Zimmer, und fand sie in

dieser Stellung. Er ward nicht bemerkt. Er stand gerührt, wischte einige Thränen aus seinen Augen — und schlich ihr vorüber in das Krankenzimmer. Madame Robert kam ihm mit nassen Augen entgegen. Louise war aufmerksam geworden. Sie tratt hinzu. Er tröstete Beide — nicht mit Hoffnungen auf unmittelbare Einwirkungen Gottes — aber mit vernünftigen Zergliederungen natürlicher Ursachen, Wirkungen und Folgen.

Der Kranke hatte sieben Stunden verschlafen. Er erwachte. — Er schlug die Augen auf — sah umher — schien

sich zu besinnen — und fragte dann schnell und ängstlich nach der Zeit. —

Madame Robert nannte ihm Tag und Stunde wie verabredet. —

Der Patient schwieg — staunte — sann — lies sich die Antwort wiederhohlen — sann wieder — und brach dann in Worte aus, welche den Zustand seiner Seele deutlicher verriethen:

„Also die Zeit vorüber — und ich lebe noch?! — Rettete mich ein Wunder — oder — — und dieser lange anhaltende Schlaf“ — — er wandte sich an Stern — „erklären Sie — ich

bitte Sie, erklären Sie mir das Wunderbare dieser Wendung" — —

Stern ergriff sanft seine Hand: „„Sie fühlen sich minder krank denn gestern?! — nicht wahr?""

„In der That" — —

„„Nun — so seyn Sie ausser Sorge. Ihre Krankheit hat sich gebrochen. Der lange Schlaf, den Sie sich nicht erklären — war eine Folge der glücklichen Krise. Der Lauf Ihres Blutes überzeugt mich — Sie sind auf dem Wege zur Genesung."" —

„Tag und Stunde vorüber" — fiel Robert ein — „und ich lebe —

ich fuhle mich wieder stärker — — also wäre die Weissagung ungegründet" — — ?

„„Ungegründet!"" — antwortete Stern — „„das zeigt jetzt schon Ihre Besserung — ungegründet — das wird Ihre baldige Genesung erweisen.""

Robert schien überzeugt. Stern begnügte sich also vor der Hand mit diesen Ueberzeugungs-Gründen gewirkt zu haben. — —

Jetzt wars Zeit dem Körper zu Hülfe zu kommen. Stern verschrieb. Robert setzte Vertrauen in die Wir-

kungen der Medikamente, welche die-
ser ihm gab — nahm sie willig —
und — fühlte nach Verlauf einiger
Tage schon eine beträchtliche Zunahme
seiner Kräften. — Mit dem allmäh-
lichen Steigen dieser, sank mehr und
mehr sein Wahnglaube. Er äusserte
nur Zuweilen noch leise Bedenklichkei-
ten — — jetzt tratt ihm Stern mit
Vernunftgründen an die Seite —
und zernichtete nach und nach auch
seine letzten Zweifel. Aus Furcht
eines Rückfalls — empfahl er indes-
sen denen Anwesenden noch immer
sorgfältiges Verschweigen der Mittel,

welche er angewendet hatte die Einbildungskraft des Patienten zu täuschen.

Dieser rückte nun mit starken Schritten der Genesung näher.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen, erlaubte ihm der Arzt zum erstenmal wieder das Lager zu verlassen. Er erhob sich, und versuchte es einen Gang durch das Zimmer zu machen. Er fühlte sich noch etwas schwach, aber es gelang ihm, unterstützt von seiner Gattin und Stern. Er faltete dann seine Hände gegen den Himmel, rief mit Andacht aus: „ich danke dir Allmächtiger! für meine Genesung —

flehe um deinen Seegen für den Mann, durch den du mir Hülfe schicktest!" — und warf sich in Sterns Arme. Madame Robert stand zur Seite, und blickte, Thränen der Freude im Auge, dankend zum Himmel auf. Louise schluchzte, warf sich auf die Kniee, und rief laut: „Allsehender Gott! diese Thränen danken dir — schenke meinem Vater seine volle Gesundheit wieder!" — dann folgte eine kleine Pause. —

Es war eine Scene, um Seelige aus ihren Himmeln zum Anschauen nieder zu locken! —

Madame Robert unterbrach die Pause zuerst: „redlicher Mann! Sie haben der Gattin den Gatten, der Tochter den Vater wieder gegeben — wie werden wir Ihnen würdig zu lohnen vermögen?! —

„„Ich glaube nur meine Pflicht erfüllt zu haben, Madame! — Habe ich mehr gethan — so ist dieser Augenblick mein schönster Lohn."" —

Roberts Kräfte nahmen mit jedem folgenden Tage zu. Nach Verlauf einer Woche, gieng er wieder festen Tritts im Zimmer auf und nieder —

nach Verlauf eines Monats, war er ganz genesen.

Dem Genesenen entdeckte nun Stern, was er dem Genesenden verheimlicht hatte: die Mittel, durch welche es ihm gelungen war, seine kranke Einbildungskraft zu heilen. Er zergliederte ihm hierauf medizinisch und psychologisch die Wirkungen des Körpers auf die Seele, und der Seele auf den Körper — erklärte ihm hieraus wie seine Krankheit nothwendig habe entstehen müssen — wie sie geheilt worden sey — und verscheuchte

auf diese Art die letzten Schatten von Aberglauben aus Roberts Seele. —

Sein erster Ausgang ward der Feyer eines Familien-Festes bestimmt. Die Anordnung desselben lies sich Roberts Schwiegervater nicht nehmen. Der bestimmte Tag kam, und versammelte in dessen Behausung die sämmtlichen Verwandten beyder Häuser. Von Gattin und Tochter begleitet, tratt Robert in diesen herzlichen Zirkel ein, und ward mit jauchzenden Glückwünschen empfangen. Er stand in der Mitte dieses Kreises, Thränen der Freude im Auge, umarmte den Vater

seiner Gattin mit inniger Herzlichkeit, reichte jedem der Umstehenden liebevoll dankend die Hand, eilte dann auf Stern zu — welcher bescheiden theilnehmend tiefer stand — schüttelte dessen Hand mit Wärme, und rief mit innigem Gefühl: „Gott und diesem Manne verdanke ichs, daß ich noch lebe!" — Gatten und Tochter traten dann hinzu, und vereinten mit dem lauten Dank des Genesenen, den ihrigen — sämmtliche Anwesende folgten ihrem Beyspiel und — nun giengen alle zur Tafel.

Frohe Laune und einstimmige Herzlichkeit waren hier die Würze eines einfachen aber geschmackvollen Mahles. — Die Gläser waren gefüllt — da erhob Roberts Schwiegervater das seinige, und rief laut und jauchzend: „lange noch lebe der Genesene!“ — und jauchzend tönten alle Stimmen nach: „er lebe! er lebe!!!“ — Er füllte dann ein zweites Glas, und rief mit gleichem Jauchzen: „lange noch lebe sein Arzt!“ — und jauchzend tönten abermal unter Gläser-Klang alle Stimmen nach: „er lebe! er lebe!!! —

Die Tafel war beendet — da schlichen sich die Söhne des Hauses — zwei Jünglinge von 18 und 19 Jahren — bald drauf deren Schwester — ein Mädchen von 17 Jahren — und Louise, heimlich weg. — —

Der übrige Theil der Gesellschaft blieb zusammen.

Der Kaffee war genommen. — Der Abend zog heran. Es ward allmählig düsterer. Schon flimmerten leuchtende Kerzen auf den Spieltischen, welche eben besetzt werden sollten — da flog unter dem Schalle schmetternder Trompeten und wirbelnder Pauk-

ken die Flügelthüre eines anstossenden Salons auf, und eröfnete den Augen der überraschten Gesellschaft einen gedehnten Halb-Zirkel von Stühlen, dem sich zunächst ein kleines Orchester, und tiefer ein breiter Vorhang anschloß. Ausser dem Herrn des Hauses und Madame Robert — welche ein strenges Schweigen gegen ihren Gatten beobachtet hatte — war Niemand von der Gesellschaft vorbereitet — diese Ueberraschung kannte daher ihren Zweck nicht verfehlen.

Man nahm Platz — und nun ertönte eine feyerliche Symphonie. Un-

ter dieser wurden kleine Zettel vertheilt, welche das Stück und die Spielenden anzeigten. Die Spielenden waren die, welche sich zuvor weggeschlichen hatten. Das Stückchen war von einem Freunde des Robertischen Hauses verfertigt worden, und war betitelt: die Genesung.

Die Musik schwieg — da rauschte der Vorhang auf. Die Scene war ein Zimmer. Alle lauschten in gespannter Erwartung. Jetzt tratt Louise vor, und sprach einen kleinen Prolog in abgemessenen Sylben, worinnen sie allen Anwesenden und sich Glück

wünschte zur Genesung ihres Vaters. Sie sprach mit tiefer herzlicher Rührung — und rührte die Herzen ihrer Zuhörer. In den Augen ihrer Eltern glänzten Thränen.

Der Vorhang fiel — und es folgte abermals eine zweckmäßig gewählte Musik. Sie schwieg — und der Vorhang flog wieder auf. Jetzt nahm das Stück seinen Anfang. Es war ganz der Feyer des Tages angepaßt. Der Stoff desselben war in eine einfache und rührende Handlung gebracht — ohne Liebes-Intrique, ohne Theater-Koups, ohne Heurath — aber die Han-

delnden erschienen in anziehenden Situationen, sie sprachen aus der Fülle ihrer Empfindungen — und erwarben sich und dem Stücke allgemeinen Beyfall.

Am vortheilhaftesten nahm sich hier als Schauspielerin Louise. Stern sah ihrem Spiele unverwandten Auges zu — und war immer der Erste, aus dessen Mund ein Bravo! ertönte, wenn sie eine Stelle gut deklamirt hatte. Seine Blicke hiengen mit wonnichem Gefühl auf ihrer schönen Gestalt, wenn sie schwieg. Sie erschien ihm dasmal doppelt reizend. Zum erstenmale fühlte er sich von einer besondern Kraft nach

ihr hingezogen. Kaum konnte er die Zeit erwarten ihr sein Wohlgefallen an — ihrem Spiel zu äußern — —

Das Stück war beendet. Der Vorhang fiel unter lautem Beyfall-Rufen.

Die Gesellschaft gieng in das Spiel-Zimmer zurück. Die Schauspieler hatten sich umgekleidet, und kamen nach. Es ward dem dramatischen Verdienste jedes Einzelnen noch einmal gehuldigt — dann nahm man Karten.

Stern kam zu einer Partie Quadrille mit Louisen, einem ältlichen Herrn, und einer Dame gleichen Alters. Wer

war zufriedener als Stern. Minder zufrieden waren seine bejahrten Mitspieler. Er — ein bekannter guter Quadrille-Spieler — verdarb dasmal jede Frage als Helfer, durch seine Unachtsamkeit — lies sich fast jedesmal zum Premeliren mahnen — vergab fast jedesmal die Karte — bekam die schönsten Solos in die Hand, und verlor sie. Minder strenge beurtheilte Louise seine Fehler; denn — sie lies sich nicht selten ähnliche zu Schulden kommen.

Trompeten und Pauken gaben endlich das Zeichen zum Aufbruch nach dem Speise-Saal. — Jeder Herr, der zu-

erst mit dem Arrangement seiner Marken u. s. w. fertig war, gab der Dame, welche er bereit fand, den Arm, und führte sie zur Tafel. Stern konnte nicht fertig werden. — Nun fielen ihm gar noch einige Marken auf die Erde — er mußte sie aufnehmen, und — versäumte darüber, zu seinem größten Bedauern die Zeit, der ältlichen Dame den Arm zu bieten — welche der ältliche Herr inzwischen abführte — was blieb ihm also übrig, als — Louise um das Vergnügen zu bitten, sie begleiten und bey Tafel an ihrer Seite sitzen zu dürfen. —

Musik — die Seele der Freude — und froher Scherz — die Würze der Unterhaltung — belebten jetzt die ganze Gesellschaft; zwischen unsern beyden jungen Leutchen saß noch obendrein ein kleiner Bube mit verbundenen Augen und Flügelchen — und flüsterte ihnen mancherley schöne Sachen in die Ohren — glauben wir also, daß diese sich seelig fühlten. —

Der heischere Nachtwächter rief die Erste Stunde nach Mitternacht ab — da gieng die Gesellschaft auseinander. Louise und Stern schieden, um eine Nacht sanft zu ver — wachen.

Ey, ey! mein Herr Philosoph!" — höre ich hier den alten Doktor Ralf naserümpfend rufen — „Sie gehen ja verzweifelt rasch in der Liebe. Denn so verblümt auch der Erzähler von ihrer Tisch-Unterhaltung gesprochen hat, so bleibt mir doch kein Zweifel: Sie haben Louisen schon von Ihrer Liebe vorgeschwatzt. Wo bleibt denn der Philosoph?! — Der Philosoph muß die Aeußerungen seiner Gefühle besser im Zügel zu halten wissen." —

„„Geirrt — mein werther Herr Ralf! noch hat er ihr nichts von seiner

Liebe vorgeschwatzt. Sparen Sie Ihr Naserümpfen also für eine bessere Gelegenheit auf.““ —

Robert stand jetzt wieder seinen Geschäften vor — und war der heitre Gesellschafter wie ehmals. Stern ward sein Busen-Freund. Er war zu jeder Stunde in dessen Hause willkommen. Blieb er einen Tag weg, so ward er von Allen vermißt. Er kam nie, ohne einen stärkern Eindruck auf Louisen zu bewirken — gieng nie, ohne an Louisen neue Vollkommenheiten entdeckt zu haben. Je mehr indessen seine

Liebe stieg; desto schüchterner ward er.

Er war einer von denen wenigen Menschen, welche sich bey anerkannten Vorzügen dennoch mit Bescheidenheit messen — welche kein grosses Unternehmen ohne glücklichen Erfolg angreifen, und dennoch bey jedem folgenden wieder Mißtrauen in ihre Kräfte setzen — welche Meister sind, und sich immer noch Lehrlinge glauben — kurz, er wog nie seine Vorzüge, ohne seine Unvollkommenheiten zu wägen.

Louise war in seinen Augen ein Ideal weiblicher Vollkommenheit; er war ihrer, seiner Meynung nach, nicht würdig. Er überzeugte sich, er werde von ihr geschätzt — aber er setzte nicht Vertrauen genug in sich, sich auch geliebt zu glauben, und zagte deshalb ihr die Gefühle seines Herzens zu gestehen. Was indessen beyder Lippen nicht sagten, das verriethen desto deutlicher ihre Blicke.

Louisens Eltern entgiengen diese nicht. Sie freuten sich ihrer Bemerkungen — und warteten nur auf Sterns

Erklärung — um ihre Freude laut bezeugen zu können. — —

Ich überspringe den allmähligen Stufengang der Empfindungen bis zum entscheidenden Erguß der Herzen unsers verliebten Pärchens — womit sich ganz füglich noch einige Bogen füllen liessen, wäre mirs mehr zu thun, um das Honorar des Verlegers, als um das Verdienst gedrängter Kürze — überspringe alle die Scenen, welche gewöhnlich Hymens Feyer vorausgehen — sage nichts von der Freude der Eltern, und den Wonnegefühlen der Ehestands-Kandidaten am Hochzeits-

Tage — nichts von dem Zeremoniel der Trauung — nichts von den Glückwünschen der Gäste — nichts von den Heldenthaten der Zecher bey dem Hochzeits-Schmause — nichts von den unzähligen gesalzenen und ungesalzenen poetischen Garküchen-Produkten, welche die Descendenz der Neuvermählten mit prophetischem Geiste an den Fingern abgemessen, sangen — auch nichts von dem Erröthen der Braut und der Verlegenheit des Bräutigams bey den allegorischen Spässen der Witzlinge — von dem Allen sage ich nichts; überzeugt, daß ich meinen Lesern mit die-

sem oft aufgewärmten Gerichte keinen Gefallen erzeigen würde, auch wenn ich ihm eine neue Sauce gäbe. Ueberdies stehen unsre Neuvermählten schon im Vorhofe — und harren sehnsuchtsvoll des kleinen Flügelgottes, der sie in Hymens geheimes Heiligthum einführen soll — wäre es da nicht grausam, sie noch länger aufhalten zu wollen?! — Wir wollen sie also nur noch in dem letzten Reyhe-Tanz, Arm in Arm, trunken von süsser Begierde, in der zweiten Stunde nach Mitternacht, bey jauchzendem Instrumenten-Schalle, durch den Saal hinfliegen sehen,

und ihnen dann eine angenehme — Ruhe wünschen. — —

Jetzt ist ihr Tanz beendet — jetzt zieht der liebetrunkene glühende Gatte die schüchterne Gattin sanft nach der Thüre — jetzt treten sie in Hymens Heiligthum ein — jetzt rauschen die seidenen Vorhänge von einander — und jetzt — jetzt — — ist unsere Erzählung am

E n d e.

Bey dem Verleger dieses ist ferner erschienen und zu haben.

Biographische Skizze der Madame Ritz, jetzigen Gräfinn von Lichtenau, 8. Paris 1798.

Der Fluch des Leichtsinns, ein Familien-Gemählde, 8. 1798.

Ideen über die beste Anwendung der Wachsbildnerey, nebst Nachrichten von der Sammlung anatomischer praeparaten in Florenz unp deren Verfertigung. Für Künstler und Naturforscher von Dr. E. Wichelhausen, 1798.

Klara von Bourg, eine wahre Geschichte im letzten Zehntheil des 18ten Jahrhundert, 8. 1798.

Lindheimer (v. Dr. Friedrich) Friedens-Hymne, 4. Frankf. 1797.

—— das Friedensfest. Lustspiel in 2 Akten, 8. Mannheim 1797.

Lindheimer (v. Dr. Friedrich) die Cremoneser Geige. Lustsp. in 1 Akt, 8. Frankfurt 1798.

—— die Leyhbibliothek. Lustspiel in 2 Akten, 8. Frankfurt 1798.

—— das wandernde Körbchen. Lustsp. in 1 Akt, 8. Mannheim 1798.

—— der Burggeist. Lustsp. in 2 Akten, 8. Mannheim 1798.

—— Jovialität und Liebe. Lustsp. in 2 Akten, 8. Mannheim 1798.

—— Täuschung. Ein Sittengemälde in 5 Akten, 8. Mannheim 1798.

Das Pettschaft, eine abentheuerliche Geschichte, 2 Theile 8. 1798.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindheimer, Friedrich,

Der philosophische Arzt Ein Taschenbuch für Nichtärzte

Frankfurt am Mayn 1798

Med.g. 286 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10085607-2
VD18 10605002